

Fern vom Neste

Autor(en): **Ribaux, Adolphe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich Manfred anbetete. Mein Herz ist zu voll . . . von Anbetung für Sie!"

"Ich verlange gar nichts," erklärte das junge Mädchen. "Aber ich glaube, daß Sie zu viel sprechen. Sind Sie nicht noch ein wenig fieberisch?"

"Ach, Dank, Dank, daß Sie mich mit Ihrer lieben Stimme, Ihren süßen Augen noch einmal in dieses Fieber veretzt haben! Sie scheinen überrascht zu sein . . . Sie waren vielleicht auf Vorwürfe gefaßt? Nein! Sie sind frei, ich wiederhole es. Ich selbst habe Ihnen Ihre Freiheit wiedergegeben. Sie gehorchten der Not, nicht der Liebe, als Sie mich nahmen! Sie können jeden andern heiraten, selbst Manfred — der, unter uns gesagt, gar nicht Manfred heißt."

"Und Sie auch . . . Sie können auch eine andere heiraten."

"Eine andere heiraten? Ich? Wenn ich weißes Haar haben werde — falls ich dieses Alter erreiche — werden Sie sehen, ob ich eine andere geheiratet habe!"

"Herr Herepian," sagte Alexandrine, "ich habe Manfred verboten, mich je wieder anzusprechen. Ich habe mir einen Besseren gefunden."

"Das war nicht schwer. Hoffentlich haben Sie diesmal eine glücklichere Wahl getroffen."

"O, dieser ist erprobt. Er heiratet mich nicht aus Pflicht, so wenig wie ich ihn aus Pflicht nehme. Ich liebe ihn. Sie hatten entschieden recht: die Sonne war im Nebel verborgen. Aber sie bricht hervor . . . Sehen Sie nicht ihr goldenes Licht?"

Nein und sieghaft brachen die so lange verborgen gewesenen Strahlen aus einem Azur hervor, der noch die feuchten Spuren des Gewitters an sich trug. Angesichts dieses Blickes, den ihm Alexandrine in einer ganz neuen Gestalt zeigte, zögerte Felix zuerst. Er hätte indessen blind sein müssen, um nicht zu verstehen. Seine Arme öffneten sich . . . und umschlossen seine Frau, sein für ewig! Aber diese Bewegung weckte den vergeblichen Schmerz wieder; er stieß einen Schrei aus. Edna eilte erschrocken herbei, was zur Folge hatte, daß Alexandrine in den fernsten Winkel des Gemaches floh.

"O, ich fürchtete einen Unfall," murmelte die junge Krankenwärterin, sich schleunigst zurückziehend.

"Gehen Sie nicht, Cousine!" bat Felix. "Sind Sie nicht glücklich, uns so zu sehen?"

Mit innigem Blick breitete er seine Arme nach seiner Braut aus; aber das junge Mädchen machte eine verneinende Geberde. Sie betrachtete Edna, die nahe daran schien, ohnmächtig zu werden.

"Teures Schwesterherz!" rief sie aus, hinknieend, um sie zu stützen.

Dann setzte sie ganz leise hinzu: "Geliebte Märtyrerin, verzeih mir!"

Fast unmittelbar nach der Trauung traten sie die Hochzeitsreise an. Als Edna die Neuvermählte umarmte, sagte sie: "Auf baldiges Wiedersehen!" Aber die junge Frau Herepian schloß ihre Cousine in die Arme, ohne zu antworten. "Nein," dachte sie, "kein baldiges Wiedersehen! Ich liebe sie zu sehr, um sie leiden zu sehen! . . ." Es war der lange Kuß eines langen Abschiedes, den sie auf die brennenden Augen der Zurückbleibenden drückte. Frau Lyzdenko verbrachte zwei Wochen unter der Obhut ihrer ältern Enkelin, die häufig von ihrer Rückkehr nach Amerika sprach, wo, wie sie sagte, tausenderlei Pflichten sie erwarteten. Als das junge Paar seine Ankunft meldete, traf sie ihre Vorbereitungen zur Abreise und bestellte eine Kabine an Bord des nächsten Schiffes. Zwischen dem Zug, der das Ehepaar bringen, und demjenigen, den sie zur Abfahrt benützen sollte, lagen einige Abendstunden, die sie mit den Neuangekommenen würde zubringen müssen, um dann um Mitternacht den Zug nach Havre zu besteigen, der Anschluß an das Schiff hatte. Den Hochzeitsreisenden war diese Einteilung bekannt. Felix hatte geschrieben, um gegen eine so rasche Trennung zu protestieren; seine Frau war stumm geblieben. An dem Tage, an dem ihre Rückkehr erwartet wurde, kam eine Depesche von Genf: "Wegen Unbesonnenheit Alexandrines Zug versäumt. Treffen morgen früh in Paris ein. Erwartet uns! Felix."

"Großmutter, ich kann sie nicht erwarten," sagte Edna. "Meine Koffer sind schon expediert. Man zählt auf mich in Amerika in wichtigen Angelegenheiten."

Frau Lyzdenko wetterte gegen die Unbesonnenheit der jungen Frau. Aber Edna begriff alles. Sie erinnerte sich an den langen Abschiedskuß Alexandrines. Und als diese nach einer durchreisten Nacht bei aufgehender Sonne in ihr Zimmer trat, fand sie auf ihrem Tische ein Billet in der Handschrift ihrer Cousine; sein Inhalt bestand in dem einzigen Wort: "Dank!" Zum ersten Mal blieb der Gatte in Unkenntnis über die Korrespondenz seiner Frau. Er hat nichts erfahren, er weiß nichts . . . Der Dichter Gray hat vor mehr als hundert Jahren gesagt:

Einem jeden sein Leid! Wir alle hienieden
Sind verurteilt zu seufzen:
Die Mitfühlenden über den Schmerz der andern,
Die Egoisten über ihr eigenes Weh.
Wozu das Schicksal ergründen wollen?
Der Kummer, ach, kommt nie zu spät;
Das Glück flieht immer allzu schnell!

Nichtwissen ist ein hohes Gut!

Fern vom Neste.

Novellette von Adolphe Ribaux, überetzt von Emma Wiepking.

(Fortsetzung statt Schluß).

Vor langen Jahren, auf gewissen Wegen in den Wäldern seines geliebten Nemi ist es ihm an stürmischen Tagen wohl vorgekommen, ein dumpfes Geräusch zu vernehmen, das dem Brausen des entfesselten Meeres glich. Aber es war nicht in tiefer Nacht, nicht in Slaverei; hinter den dunkeln Eichen sah er sein weißes Häuschen inmitten der Gärten schimmern; er kannte die Schlupfwinkel im Walde, in denen man immer

geborgen war; er war frei wie ein Zicklein, wie ein Hase zwischen Thymian und Majoran! Jetzt! . . . Ach jetzt! Und seit einem Monat hatte er keinen Brief erhalten! Wie konnte man ihn nur so lange Zeit ohne Nachricht lassen! War man seiner überdrüssig, vergaß man ihn? Vincenzo war nicht mehr imstand, nachzudenken, richtig zu folgern. Das Fieber, das seine Pulse zu schnellern Schlägen trieb und in seinen Schläfen

pochte, ließ ihn alle Dinge übertreiben. Man gab ihn auf, man vergaß ihn. Und Gioconda, die mittlerweile erwachsen war, hatte sicherlich irgend einen Liebhaber gefunden und dachte an ihren fernen Kameraden wohl nicht mehr als an die Haselnüsse des verfloffenen Jahres.

Das Meer rauschte immer stärker, die Wogen bespritzten die Klippen mit weißem Schaum und machten einen höllischen Lärm. Die Finsternis bedrückte ihn; zeitweilig herrschte Totenstille, zeitweilig erglänzten rote, grüne oder weiße Lichter auf dem Leuchtturm, die nur blendeten, aber keine Helle verbreiteten. Und diese Mauer, die fünfzehn Meter hohe Mauer, von der sich schon so viele Unglückliche hinabgestürzt hatten — der Muraglione della Morte!

Vergebens hatten die Unglücklichen sich bemüht, ihren täglichen Unterhalt zu erwerben; wenn ihre Kinder nach Brot schrien, waren sie vom Stolz und Reichtum zurückgestoßen worden, bis sie schließlich dieses elenden Lebens überdrüssig wurden. Sie hatten nicht den Mut, den Kampf ums Dasein weiterzuführen; voll Bitterkeit, zu Tode erschöpft, waren sie in einer dunkeln Nacht den Corso heruntergekommen, der mit Palmen und Pfefferbäumen bepflanzt ist. Zum letzten Male betrachteten sie die große Stadt unter ihrer funkelnden Strahlenkrone und das unermeßliche Meer, dann warfen sie einen schauernden Blick auf die steile Wand und berechneten den fürchterlichen Sturz in die Tiefe. Unwiderstehlich zog der Tod sie an, da das Leben sie zurückstieß.

Unwillkürlich mußte Vincenzo an den letzten Selbstmord denken, der hier stattgefunden. Ein Witwer hatte sich mit seinem Kinde von der Höhe der Mauer gestürzt, weil er nicht imstande gewesen, Arbeit zu finden. Der Zollwächter, der in jener Nacht den Dienst zu versehen hatte und ein Schlafnosse von Vincenzo war, hatte diesem den Vorgang beschrieben. Die Nacht war ebenso unheimlich und finster gewesen wie die heutige; plötzlich hatte man einen gellenden Schrei vernommen, zwei Körper zerschellten am Felsen, und das Hirn spritzte weit herum inmitten einer Blutlache.

„Oh, mein Gott, mein Gott!“ murmelte Vincenzo und wandte sich schauernd ab, um den unheimlichen Platz nicht mehr vor Augen zu haben.

Ach, auch er ist so lebensmüde! Warum hat seine alte Mutter ihm seit Wochen nicht geschrieben? Ist sie vielleicht krank? Oder zürnt sie ihm, weil er ihr in den beiden letzten Monaten nur fünf Lire hat senden können, obgleich er für sich so sparsam wie möglich gelebt hat? Wie dem auch sei, Pippo hätte ihm wenigstens einige Zeilen schreiben können. Und warum gab Gioconda ihn auf? Immer und immer kam ihm wieder der Gedanke: „Verlassen! Vergessen!“ Vier Jahre muß er noch in dieser Weise weiterleben, den beständigen Neckereien seiner Kameraden ausgesetzt, die ihn nicht verstehen, sich über ihn lustig machen, ein Spielball der brummigen, despotischen Vorgesetzten, die ihm das Leben zur Hölle werden lassen. Ein unaussprechlicher Schmerz bemächtigt sich seiner, wie der herzzerbrechende Kummer eines kleinen Kindes, das selbst nicht weiß, was ihm fehlt. Mit aller Gewalt sucht er dies Gefühl zu unterdrücken; aber seine innere Erregung ist stärker als seine Willenskraft. Das brausende Meer flößt ihm Furcht ein, er fürchtet sich vor der Finsternis, die immer undurchdringlicher wird, er fürchtet sich vor den schäumenden Wasserwirbeln, die sich an den Klippen brechen. Die Steine scheinen sich in ekelhafte Reptilien zu verwandeln; er bildet sich ein, von drohenden Gespenstern umgeben zu sein, die ihre Krallen nach ihm ausstrecken. Am fürchterlichsten ist aber diese düstere, riesige Mauer, die an so viele beklagenswerte Unglücksfälle erinnert, dieser Muraglione della Morte! Eine unwiderstehliche Gewalt bemächtigt sich des aufgeregten Vincenzo, des kleinen Bauern mit dem liebebedürftigen, träumerischen Herzen. Einen Augenblick vergißt er seine alte Mutter, sein Brüderchen, Gioconda, das Dorf in den Albanerbergen, er vergißt seine Pflicht als Soldat, vergißt, daß das Vaterland auch über dem geringsten wacht, der in seinem Dienste leidet, er vergißt, daß der Selbstmord auch eine Fahnenflucht ist. Er ist müde, todmüde; er ist nicht mehr Herr seiner Sinne; ein ungehobenes, unbezwingliches Sehnen nach Freiheit überkommt ihn, durchdringt ihn, bewältigt ihn. . . Wo kann er Ungebundenheit, wo Ruhe finden, wenn nicht durch den Tod, die letzte Zuflucht so vieler unglücklicher, bethörter Wesen, die sich von dieser Mauer herab in die Arme des Todes gestürzt haben?

Rufen ihn nicht ihre Geister?

Vincenzo wähnt, daß um ihn ein Todesreigen eröffnet

werde. In einer Art Zerstörung ladet er seine Muskete, führt das Rohr in den Mund und drückt unbewußt los.

Zuerst fühlt er nichts. Es thut also nicht weh? Es ist so leicht zu sterben? Dann fühlt er einen brennenden, stechenden Schmerz, eine plötzliche Schwäche überkommt ihn, er glaubt, langsam in eine unergründliche Tiefe zu rollen.

„Tiburzi! Hallo! Tiburzi! Vincenzo!“

Wie im Traume hört der Jüngling diese Worte; er liegt regungslos auf dem Rücken, blutiger Schaum quillt aus seinem Munde.

„Tiburzi! Vincenzo! Kamerad, wo bist du?“

Ganz undeutlich unterscheidet er einen Zollwächter, der kommt und geht, an die Thür des Häuschens klopft, überall umherblickt; aber es ist ihm unmöglich zu rufen, er kann nicht einmal stöhnen.

„Tiburzi! Tiburzi! Zum Teufel, was ist hier vorgegangen? Unglückseliger Mensch!“

In diesem Augenblick stößt sein Fuß gegen einen unbeweglichen Körper.

„Dio mio! Dio mio!“

Und der gute Kamerad, der einzige, der sich freundschaftlich und teilnehmend gegen Vincenzo gezeigt hat, kniet nieder, beugt sich über ihn und entzündet einige Streichhölzer; denn der Wind hat sich gelegt.

„Was fehlt dir? Was ist geschehen? Dio mio, ich glaube er ist verwundet. . . er blutet.“

Und eine Ahnung des Vorgefallenen dämmert im Geiste des Zollwächters.

„Vincenzo, hörst du mich? Paß auf, Kamerad, du mußt mir zuhören. . . Deine Mutter ist da, ja, in Genua, sie ist heute abend angekommen und gleich in den Palazzo geeilt, um dich zu umarmen! Man hat ihr gesagt, daß du diese Nacht Dienst hättest, daß sie dich erst morgen sehen könne. Ich war zugegen, als der Maresciallo mit ihr gesprochen hat, und da ich bemerkt, daß du in letzter Zeit sehr traurig und niedergeschlagen gewesen bist, bin ich herbeigeeilt, um dir die frohe Kunde zu überbringen.“

Ach! Vincenzo antwortet nicht; aber ein Lichtstrahl hat seine Seele erhellt, er hat die Hand des Kameraden gedrückt, des guten Samariters, dem viel wird vergeben werden wegen seiner Barmherzigkeit! — Er drückt sie mit dem letzten Aufwand seiner Kraft.

„Vincenzo! Vincenzo! Dio mio! Er wird doch nicht sterben!“

Das Meer braust so gewaltig, daß kein Rufen gehört wird. In vier Sätzen erklimmt der Zollwächter die Treppe, wobei er Gefahr läuft, ein Bein zu brechen, hält den nächsten Tram an, dessen Endstation nur zehn Schritte vom Palaste San Giorgio entfernt ist, beauftragt den Schaffner, dort den Unglücksfall zu melden, und kehrt eilig zu Vincenzo zurück. Da er nichts anderes zur Hand hat, neigt er dem Unglücklichen Stirn und Hände mit Wasser, wischt ihm behutend den blutigen Schaum von den Lippen und flüstert ihm ins Ohr: „Mut gefaßt, Vincenzo! Deine Mutter ist da. . . du sollst sie morgen sehen. . . du sollst sie morgen sehen!“

Nach der Abreise ihres Vincenzo war die arme Mutter ganz traurig und fassungslos in der Hütte zurückgeblieben. Wie leer, wie öde war alles um sie her! Das Kind mit den offenerzigen, treuen Augen schien alles Glück mit sich genommen zu haben. Es wurde ihr viel schwerer, den Garten zu bebauen, die Erde war so hart; sie hatte kein Auge mehr für die schöne Landschaft, für den tiefblauen Spiegel der beiden Seen, für die weite grüne Fläche der Campagna. Ihr Vincenzo fehlte ihr weit mehr als sie geglaubt hatte. Er war so geschickt und arbeitssam, erfahren in der Landwirtschaft, kurz und gut, ein Bauer im wahren Sinne des Wortes, daß sogar die Haustiere, die Schweine und Hühner ihn zu vermissen schienen, sich nach ihm sehnten.

„Weißt du noch?“ sagte sie zu Pippo, der ein wenig wunderlich war; denn er mochte gar nicht auf dem Felde arbeiten, sondern steckte lieber seine Nase in die großen Bücher, die ihm der Priester lieb, da er ein sehr getreuer und frommer Chorfnabe war.

„Weißt du noch?“ sagte sie zu Gioconda, die von Zeit zu Zeit in der kleinen Hütte vorsprach.

Oh, diese hatte immer ein offenes Ohr für sie. Sie erinnerte sich an alles, alles, sogar die geringsten Kleinigkeiten, welche die Mutter vollständig vergessen hatte, und wenn sie von dem Zollwächter sprach, war sie stets voll seines Lobes.

(Schluß folgt).